

Ulla Neumann
Der Dachläufer

Über dieses Buch

Kriminalkommissar Walter Schmieder aus Friedrichshafen fährt mit seiner Frau Anne in die Provence, um bei seiner alten Tante Charlotte, die ihn um Hilfe gebeten hatte, in einem mittelalterlichen Wehrdorf die Ferien zu verbringen.

Als das Paar ankommt, befindet sich Charlotte im Krankenhaus. Und dann hängt eines Morgens auch noch ein Toter vom Dach. Die Polizei geht von Selbstmord aus. Walter und Anne glauben nicht an diese Theorie, zumal weitere seltsame Dinge geschehen.

Geheimnisumwittert ist auch eine schöne, unnahbare Frau, die noch nicht lange in dem Dorf in der Provence wohnt. Sie scheint mehr zu wissen, als sie preisgibt. Und dann fühlt sich Walter auch noch zu ihr hingezogen.

Nach Maigret-Manier geht der Kommissar in seinem Urlaub den Geschehnissen auf die Spur und setzt die vielen Geschichten, die ihm im Dorf erzählt werden, zu einem Puzzle zusammen.

Ulla Neumann

1943 in Sigmaringen geboren, verbringt seit 1957 jedes Jahr so viel Zeit wie möglich in der Provence. Neben der Arbeit in ihrer Keramikwerkstatt am Bodensee wollte sie zunächst



nur gute Kinderbilderbücher machen. Nach und nach tauchten dann aber in ihrer Fantasie Charaktere auf. Boshafte Geschichten entwickelten sich. Eines Tages war damit der Stoff für ausgewachsene Krimis geboren.

„Der Dachläufer“ ist nach „Eiskalt“ und „Zutritt verboten“ ihr dritter Regionalkrimi.

Ulla Neumann

Der Dachläufer

Eine Kriminalgeschichte

Oertel + Spörer

Dieser Kriminalroman spielt an realen Schauplätzen.
Alle Personen und Handlungen sind frei erfunden.
Sollten sich dennoch Ähnlichkeiten mit lebenden oder
verstorbenen Personen ergeben, so sind diese rein zufällig
und nicht beabsichtigt.

© Oertel + Spörer Verlags-GmbH + Co. KG 2014
Postfach 16 42 · 72706 Reutlingen
Alle Rechte vorbehalten.

Titelbild: Ulla Neumann
Umschlaggestaltung + Satz:
Oertel + Spörer Verlag, Bettina Mehmedbegović
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany.
ISBN 978-3-88627-367-6



Besuchen Sie unsere Homepage und informieren
Sie sich über unser vielfältiges Verlagsprogramm:
www.oertel-spoerer.de

Mittwoch, 13. August

Charlotte zwang sich, ihre müden, alten Augen aufzureißen. In der Dunkelheit konnte sie im ersten Moment nichts erkennen. Angst schnürte ihre Brust zusammen. Sie hörte Schritte. Sie hatte sich nicht getäuscht. Vor ihrer Zimmertür machten sie halt. Sie glaubte, einen schweren Atem zu hören. Ihr Herz schlug wild und unregelmäßig. Ihr Nacken war schweißnass. Sie wusste sofort, er war wieder da.

Schon lange fand sie keinen ungetrübten, erholsamen Schlaf mehr. Es war, als ob sie die ganze Nacht nur auf den unbekanntem, nächtlichen Besucher wartete. Im Geist ließ sie ihre wenigen Familienangehörigen und Freunde an sich vorbeiziehen. Aber egal, wem sie davon erzählen würde, keiner würde ihr glauben. Sie zwang sich, gleichmäßig und ruhig zu atmen, obwohl sie das Gefühl hatte, ihre Lunge sei geschrumpft.

Der August war heiß. Die Straßenränder waren grau und staubig. Doch dieser Sommer war heißer als in den vergangenen Jahren. Allerdings, sie hatte in ihrem ganzen Leben nur heiße Sommermonate in der Provence erlebt. Hinter fest verriegelten, dicken Holzläden war das Fenster zwar weit geöffnet, aber die Luft schien zum Schneiden dick. Sie wagte es nicht mehr, bei offenem Fenster und geöffneten Fensterläden zu schlafen. Ebenso drehte sie jeden Abend an ihrer Haustür aus massivem Kastanienholz den Schlüssel zweimal um und ließ ihn anschließend stecken. Obwohl sie sogar noch einen zusätzlichen Riegel vorschob, gelang es ihm, in ihr Haus einzudringen.

Ihr Herz raste. Charlotte spürte die Schweißbäche, die kitzelnd aus ihren streichholzlangen roten Haaren rannen und im Kopfkissen versickerten. Sie befürchtete, der Mann vor ihrer Schlafzimmertür könnte ihre Angst riechen. Vorsichtig drehte sie den Kopf zum Wecker auf ihrem Nachttisch. Morgen würde sie die Uhr so hinstellen, dass sie, ohne sich zu bewegen, die Zeit ablesen konnte. Vorausgesetzt, sie würde diese Nacht überleben. Es war 1 Uhr 45, genau wie am Mittwoch der letzten Woche und in den Mittwochnächten davor.

Seit Monaten schlief sie mit einem spitzen, alten Küchenmesser unter dem Kopfkissen. Sie hatte es so scharf wie eine Rasierklinge geschliffen. Sie schob ihre Hand unter das Kissen. Als sich ihre Finger um den vom vielen Gebrauch glatten Holzgriff schlossen, verspürte sie ein bisschen Sicherheit. Aber, ob sie es wagen würde, das Messer gegen einen Menschen einzusetzen, wusste sie nicht. In ihrer hilflosen Wut war sie schon vor dem Spiegel gestanden und hatte den Angriff geübt.

Erleichtert dachte sie daran, dass nächste Woche ihr Neffe Walter kommen würde. Sie hatte ihn inständig darum gebeten, wieder einmal seinen Urlaub bei ihr in der Provence zu verbringen. Walter Schmieder war Kripobeamter in Friedrichshafen am Bodensee. Sie hoffte, mit ihm reden zu können. Er war der Einzige, von dem sie erwartete, dass er ihr die Geschichte mit dem nächtlichen Besucher glauben würde. Und sie war überzeugt, dass ihm etwas einfallen und er ihr Problem lösen würde.

Charlotte war 76 Jahre alt und konnte sich nicht erinnern, sich jemals in ihrem Leben, in ihrem eigenen Haus, in ihrem eigenen Bett, so davor gefürchtet zu haben einzuschlafen. Seit fast einem Jahr lebte sie mit dem Gefühl der Ohnmacht und des Ekels mitten in einem Albtraum. Am Morgen wusste sie nie, was er angefasst hatte. Überhaupt, wer war er? Wo kam er her? Was wollte er? Ihr Haus war

nicht mehr ihr Haus. Jede Minute war sie sich bewusst, dass sie ihr Heim mit einem Unbekannten teilte. Auch wenn er nicht anwesend war, seine Spuren waren unübersehbar. Der Gedanke an ihn lastete auf ihrem ganzen Tagesablauf.

Nachdem der nächtliche Terror begonnen hatte, ertappte sie sich immer wieder, wie sie mit zwischen den Schultern eingezogenem Kopf völlig verkrampft umherlief.

Wenn man so alt war wie sie und dann jemandem glaubhaft machen wollte, dass man regelmäßig nachts von einem Unbekannten ungebetenen Besuch bekam – und das trotz fest verschlossener Türen und Fenster –, konnte es einem ganz schnell passieren, in eine psychiatrische Klinik eingeliefert zu werden. Marie, eine ihrer früheren Kolleginnen aus der Pariser Zeit, war es so ergangen. Als sie Charlotte eines Tages von nächtlichen Besuchern erzählte, die durch verriegelte Türen und geschlossene Fenster uneingeladen in ihre Wohnung eindringen, dort Feste feierten und ihr dazu noch die Möbel stahlen, war auch Charlotte davon überzeugt, dass Marie den Verstand verloren hatte. Und jetzt war sie selbst in genau dieser Situation. Sie wusste, dass sie ihren Verstand noch nicht verloren hatte. Aber es gab anscheinend jemanden, dem viel daran lag, dass dies bald geschehen würde.

Als Charlotte das erste Mal bemerkt hatte, dass es einen nächtlichen Besucher gab, war sie gerade aus dem Tiefschlaf aufgewacht. Sie wusste sofort, dass jemand in ihrem Zimmer war. Sie lag wie versteinert. Sie verhielt sich still. Sie zwang sich, die Augen nicht zu öffnen. Sie versuchte gleichmäßig weiterzuatmen, bis sie hörte, wie er das Zimmer wieder verließ. Danach war sie wie gelähmt und wagte lange nicht, sich zu bewegen. Sobald es hell wurde, stand sie auf und stellte mit Schrecken und einem Gefühl der Trauer fest, dass eine Kette mit einem Herz aus roter Koralle und ein Ring mit einer Perle, den ihr Jean zu einem Jahrestag geschenkt hatte, verschwunden waren. Der Rest ihres Schmuckes,

einschließlich ihrer wertvollen goldenen Uhr, war noch vorhanden.

Sie ging zur Gendarmerie und wollte Anzeige erstatten. Ein junger Gendarm kam zusammen mit einer Kollegin bei ihr zu Hause vorbei und sie besahen sich die Örtlichkeiten. Sie überprüften die Haustür und die Fenster. Am Ende versuchten sie, Charlotte mit sehr viel Nachsicht in der Stimme zu beruhigen: »Madame Mayer, eines Tages werden Sie Ihre Schmuckstücke sicher ganz unvermutet wieder finden. Glauben Sie uns! Wir sprechen aus Erfahrung.« Dabei lächelten sie verständnisvoll, aber Charlotte hatte sehr wohl bemerkt, dass sie sich dabei zuzwinkerten. Sie rieten ihr auch davon ab, Anzeige gegen Unbekannt zu erstatten.

Alles, was Charlotte danach glaubte, war, dass ihr nicht geglaubt wurde.

Seit fast einem Jahr nun verrammelte sie jeden Abend ihre Schlafzimmertür. Sie drehte den Schlüssel zweimal um und ließ ihn im Schloss stecken. Es war ein ganz normales Türschloss, kein Sicherheitsschloss. Sie hatte sich überlegt, ein solches einbauen zu lassen. Aber die ganze Tür war nicht sehr stabil. Sollte der ungebetene Besucher ihr wirklich nach dem Leben trachten, so dürfte sie auch mit einem Sicherheitsschloss kein Hindernis für ihn sein. Ein kräftiger Fußtritt und die Tür würde aufspringen.

Einmal hatte Charlotte das klirrende Geräusch aufgeschreckt, das der Schlüssel auf dem gekachelten Boden verursacht hatte, nachdem er von außen aus dem Schloss gestoßen worden und heruntergefallen war. Danach sicherte sie die Tür zusätzlich mit einem stabilen, alten Holzstuhl, den sie jeden Abend so unter die Klinke schob, dass sich diese nicht mehr herunterdrücken ließ.

Regelmäßig, bevor es dunkel wurde, verbarrikadierte sie sich in ihrem Schlafzimmer. Sie nahm ihr Telefon mit. Das Kabel war lang genug. Nur, ihr Peiniger zog den Stecker aus der Buchse, sodass ihr Apparat tot war. Sie nahm sich

Wasser zum Trinken mit und einen Eimer für den Fall, dass sie ein dringendes Bedürfnis verspüren sollte. Die Tür zur Toilette lag ihrer Schlafzimmertür genau gegenüber. Der schmale Flur, der sie trennte, war weniger als einen Meter breit. Da ihr nächtlicher Besucher ganz ungeniert ihr Klo benutzte und dabei nicht einmal die Tür schloss, wagte sie sich nicht mehr hinüber. Aufgrund der Pinkel-Geräusche war sie überzeugt, dass es ein Mann sein musste, der sie terrorisierte.

Seit einem Autounfall vor mehr als 30 Jahren in Paris hatte Charlotte eine Teil-Zahnprothese. Normalerweise lag sie über Nacht in einer Dose im Badezimmer. Eines Morgens war sie verschwunden. Später entdeckte sie ihre Zähne in einer gelben Brühe in der Toilette. Ihr wurde so übel, dass sie sich übergeben musste. Sie brachte es danach auch nicht mehr über sich, die Prothese in den Mund zu nehmen. Sie hatte den Geruch der Demütigung angenommen. Nicht nur, dass sie unter dem Terror des Unbekannten zu leiden hatte, sie musste sich auch noch eine Ausrede für ihren Zahnarzt einfallen lassen. Die Wahrheit würde er nicht glauben.

»Ich hatte eine Magen-Darm-Infektion und musste brechen. Dabei ist mir die Prothese in die Toilette gefallen.« Genau das sagte sie. Und es klang glaubhaft. Eine Woche später hatte sie neue, schöne künstliche Zähne, die sie auch zum Schlafen nun nicht mehr aus dem Mund nahm.

Was würde sie tun, sollte er es wirklich einmal wagen, ihre Schlafzimmertüre einzutreten? Dann musste sie schnell sein. Wenn sie sich aus dem Fenster hangelte und dabei am Rahmen festhalten würde und erst dann hinunterspränge, wären es weniger als zwei Meter bis auf die Straße. Ihr Schlafzimmer lag über einer Remise, die sie als Garage benutzte. Einen solchen Sprung könnte sie riskieren.

Immer wieder fragte sich Charlotte: warum ich? Wer konnte ein Interesse daran haben, eine alte Frau wie sie in

Angst und Schrecken zu versetzen? Wem brachte es Vorteile? Was bezweckte der Unbekannte? Würde er sie eines Tages töten? Während er im Haus herumstöberte, lag sie schwitzend und zitternd vor Angst in ihrem Bett. Am nächsten Tag zitterte sie vor Wut und hilflosem Zorn. Und dann sann sie ununterbrochen über eine Möglichkeit nach, wie sie sich wehren und rächen könnte. Zuerst musste sie herausfinden, wer er war. Er, der sie dazu brachte, gelegentlich selbst an ihrem Verstand zu zweifeln.

Sie bewahrte nur noch kleine Geldbeträge im Haus auf und hatte eine Liste ihrer Wertsachen angefertigt. Nach jeder Nacht, in der sie ihren ungebetenen Besucher gehört hatte, kontrollierte sie ihren Besitz. Es fehlte immer etwas. Und nicht nur das: Im Kühlschrank lag eine angebissene Wurst. Auf dem Esstisch lag Käse ausgepackt, zerstückelt, vertrocknet – mit einer ausgedrückten Zigarette darauf. Eine leere Flasche Wein lag unter dem Tisch und auf der Wendeltreppe, die die vier Stockwerke des Hauses und das Kellergewölbe miteinander verband, war sinnlos Marmelade verschmiert.

Es kam aber auch vor, dass abhandengekommene Dinge sich plötzlich wieder einfanden. Ihre Kaminuhr stand nach drei Monaten Abwesenheit eines Morgens wieder an ihrem Platz.

Charlotte verdächtigte unter anderen Francis Renardi, einen Maurer, der für regelmäßig anfallende Reparaturen an ihrem über 350 Jahre alten Haus zuständig war. Es roch nach ihm. Auf alle Fälle rauchte der nächtliche Eindringling dieselbe Zigarettenmarke. Sie war sich nicht sicher, aber er hätte es sein können.

Charlotte war Deutsche, hatte aber über 30 Jahre lang in Paris als Schneiderin für große Modehäuser gearbeitet, auch für die ganz großen. Dann war sie vor 18 Jahren einer späten Liebe wegen in dieses pittoreske, mittelalterliche Dorf gezogen. Das Glück war ihr und ihrem Jean jedoch nur sieben Jahre vergönnt gewesen. Geblieben war Charlotte die-

ses uralte provenzalische Haus mit seinen vier Etagen, von denen nur die Wohnetage im ersten Stock mehr als ein Zimmer hatte. Jean hatte es, kurz bevor sie bei ihm eingezogen war, gekauft und seither arbeitete Francis für sie.

Das Altstadtthaus war ein Wohnturm, an den einmal eine Remise mit Futterboden angebaut worden war. In der Remise stand ihr schwarz-roter 2 CV. Den Futterboden hatten sie und Jean zu einem Schlafzimmer, einem Bad und einem kleinen Flur, der beides mit dem Wohnraum verband, umgebaut.

Außer dem Haus war ihr von ihrer letzten großen Liebe noch ein breites Marmorgrab oben auf dem Friedhof geblieben. Ihr Jean lag dort unter einer Zypresse, auf der im Sommer Zikadenmännchen ihre zarten Flügel rieben und so ihrer Liebe lautstark Gehör verschafften. An Jeans Seite war ein Platz für sie reserviert. In den edlen schwarzen Marmor hatte sie ihren Namen bereits mit goldenen Lettern eingravieren lassen. Sie brauchte also nur noch zu sterben. Aber das hatte noch Zeit. Auch wenn es jemanden gab, der sie scheinbar möglichst schnell tot an dem für sie vorgesehenen Platz auf dem Friedhof sehen wollte.

Mit ihrem Nachbarn zur Linken teilte sich Charlotte eine gemeinsame Hausmauer und sonst nichts. Besser gesagt, sie hatten ein nicht gerade gutes Verhältnis. Auf seiner Visitenkarte stand: Monsieur Giuseppe Mariotti aus Marseille. Als Beruf gab er Garagist an. Er hatte sich ein nicht ganz korrektes Porsche-Emblem neben seinen Namen drucken lassen. Charlotte hatte ihm gedroht, sollte er sie weiter belästigen, würde sie seine Visitenkarte an Porsche schicken. Sie könnte auch der Polizei einen Hinweis geben, dass in dem Gewölbe mit seinem denkmalgeschützten gotischen Torbogen nur ein paar Meter neben ihrer Haustür zwei alte Porsches standen. Charlotte ging davon aus, dass sie gestohlen waren.

Mit dieser Anschuldigung hatte sie ihren Nachbar natürlich nicht direkt konfrontiert. Sie hielt sich diese Möglichkeit noch offen. Die Kenntnis, dass dort zwei wertvolle Oldtimer vermutlich versteckt wurden, verdankte sie einem Zufall. Sie war eines Tages genau in dem Moment aus ihrer Haustür getreten, als ihr Nachbar dabei war, die Eisentür zu dem Gewölbe aufzuschließen. Nie zuvor hatte sie gesehen, dass jemand dieses Tor geöffnet hatte. Mariotti stand mit dem Rücken zu ihr und hantierte mit verschiedenen Schlüsseln. Als er sich durch das halb geöffnete Tor drücken wollte und sich dabei verstohlen umsah, trat sie schnell zu ihm. Bevor er die Tür hinter sich zuziehen konnte, hatte sie sich bereits hineingedrängt und betont fröhlich gesagt: »Kann ich mal einen Blick hineinwerfen? Alte Gemäuer interessieren mich!«

Charlotte hielt Mariotti für ein Mitglied der Mafia, der das Haus in dem stillen, abgelegenen Dorf als Versteck gekauft hatte. Wirklich gekauft hatte er aber nur den oberen Teil des Hauses, der auch nur von der rückwärtigen Straße, der höher gelegenen Parallelgasse, aus zugänglich war. Den unteren Teil mit dem kirchenähnlichen, gotischen Eingang neben Charlottes Haustür hatte sich Mariotti vermutlich ohne zu zahlen angeeignet und mit der dicksten Eisentür des ganzen Dorfes und zwei weiteren Schlössern gesichert. Alleine das machte ihn doch schon verdächtig.

Angeblich gab es ein altes französisches Gesetz, nach dem ein verlassenes Haus, das länger als zwölf Jahre von jemandem ohne Protest in Besitz genommen und in Ordnung gehalten wurde, rechtlich in das Eigentum des Besetzers übergeht. Das hatte Monsieur Malpique, der weiter oben in der Gasse wohnte, Charlotte erzählt.

Von diesem unteren Teil des Gebäudes mit seinem kirchenschiffähnlichen, fensterlosen, großen gotischen Gewölbe, das bis weit unter der hinteren Straße in den Berg hineinreichte, waren die Besitzverhältnisse zunächst unge-

klärt gewesen. Es gab niemanden, der darauf Anspruch erhob. Bei der letzten Choleraepidemie vor circa 170 Jahren war mehr als ein Drittel der Bevölkerung des Dorfes gestorben. Für einige der uralten Häuser waren seit dieser Zeit keine neuen Eigentümer mehr eingetragen worden. Mariotti war also inzwischen rechtmäßiger Besitzer geworden.

Sein Gebäude war das älteste in dem Viertel. Die Kreuzritter, die hier Templier genannt wurden, hatten es bauen lassen. Es lag damals in der Nähe einer Brücke, die dort den Fluss überquert hatte. Im Garten von Jean-Luc, einem weiteren von Charlottes Nachbarn, lagen noch einige Steinquader. Jean-Luc bezeichnete sie als Reste dieser Brücke.

Mariotti hatte vor einigen Jahren von Charlotte verlangt, dass sie die Kosten für die Renovierung der gemeinsamen Mauer komplett, also auch auf seiner Seite, zu übernehmen hätte, ohne aber ein Mitspracherecht bei der Auswahl des Handwerkers zu bekommen. Ganz zu schweigen davon, dass er ihr die Erlaubnis gegeben hätte, seine Seite zu betreten. Charlotte drohte ihm, diesen Streit von einem Gericht klären zu lassen. Und plötzlich war keine Rede mehr von einer Kostenübernahme. Aber damit hatte Charlotte sich Mariottis Feindschaft zugezogen.

Es hätte also auch er sein können, der sie aus Rache tyrannisierte. Allerdings war er so gut wie nie anwesend. Sie sah ihn jedenfalls kaum. Wenn er wirklich der Mafia angehören sollte, würde er aber Möglichkeiten finden, sich nicht selbst die Finger schmutzig machen zu müssen.

Charlotte war sich sicher, dass Mariotti dieses Haus niemals Glück bringen würde. Zur Zeit der Französischen Revolution hatte der Revolutionsrat der Jakobiner dort seinen Sitz. Viele Todesurteile waren in den Räumen über dem Gewölbe gesprochen worden. Würde Charlotte in diesem Gemäuer leben, hätte sie verstanden, warum sie des Nachts von Alpträumen heimgesucht wurde.

Doch die Wahrscheinlichkeit war groß, dass eben der Maurer Francis Renardi ein böses Spiel mit ihr trieb. Er hatte einen Schlüssel zu ihrem Haus. Nur wenn sie ihren Schlüssel in der Haustür stecken ließ, nützte er ihm nichts, weil er dann von außen nicht aufschließen konnte. Und trotzdem war es schon vorgekommen, dass morgens die Tür offen stand. Außer durch die Haustüre bestand keine Möglichkeit, das Haus zu betreten. Auf Straßenniveau gab es kein Fenster und keine weitere Tür. Außerdem existierte vom Haus im Erdgeschoss keine Verbindung zur angebauten Remise. Im ersten Stock befanden sich nur zwei Fenster, eines im Wohnraum und eines in Charlottes Schlafzimmer. Beide Fenster hatten stabile Holzläden, die sie jeden Abend sorgfältig schloss und verriegelte.

Die Fenster in den Stockwerken über dem Wohnraum hatten zwar keine Fensterläden. Aber es war nicht möglich, sie von außen zu öffnen. Alle Fenster schauten auf einen kleinen, dreieckigen Platz. Er war durch eine verbreiterte Einmündung der von oben kommenden Gasse auf das letzte Sträßchen, das den alten Ortskern umschlang, entstanden. Um von außen zu diesen Etagen von Charlottes Haus zu gelangen, benötigte man schon eine sehr lange Leiter. Unbemerkter ging das nicht. Nicht ein ganzes Jahr lang. Irgendwann hätte Charlotte Geräusche hören müssen. Die Straßenfront des Hauses war schließlich über zehn Meter hoch.

Der oberste Raum unter dem Dach hatte noch ein zusätzliches Dachfenster. Er war das schönste, hellste und größte Zimmer, wurde aber nur als Abstellraum benutzt. Das Dach war die Schwachstelle des Hauses. Es war traditionell mit Ziegeln, Mönch und Nonne genannt, gedeckt. Ein halbrunder Ziegel unten und ein ebensolcher Ziegel darüber. Bei starkem Mistral, dem Fallwind aus dem Norden, verschoben sich gelegentlich die Mönche oder auch mal eine Nonne. Der nächste heftige Regen drang dann durch das undichte Dach in das oberste Zimmer ein.

Wenn der nächtliche Terror wirklich von Francis ausging, verstand Charlotte nicht, warum er dies tat. Es gab für ihn keinen Grund. Sie war sich keiner Unfreundlichkeit ihm gegenüber bewusst. Und er verhielt sich ihr gegenüber offiziell nur höflich und zuvorkommend.

Außerdem gab es da noch diese Frau. Charlotte nannte sie nur »Frau«, nicht »Madame«, und sie gab ihr auch keinen Namen, obwohl sie wusste, dass sie Janine hieß. Sie wohnte zwei Querstraßen weiter den Berg hinauf in Richtung der Schlossruine. Mit ihr führte Charlotte »Krieg«. Die Frau besaß acht Hunde, die sie mit schöner Regelmäßigkeit an Charlottes Haustür vorbeizerzte. Und fast immer schafften es einer oder auch zwei davon nicht, ihr Geschäft bei sich zu behalten, bis sie durch die von Mauern begrenzte Gasse zu einem Grünstreifen kamen. Einmal hatte Charlotte die Würste aufgesammelt und sie in Papier eingewickelt in den Briefkastenschlitz der Frau gedrückt.

Mit ihren Hunden und einem Dutzend Katzen bewohnte die Frau zwei Zimmer eines alten Hauses. Man sah ihr das nicht an. Wenigstens erstaunte es Charlotte immer wieder, dass sie trotz des Chaos und der unhygienischen Zustände, die dort laut der Nachbarn herrschten, sehr ordentlich, modisch und gepflegt aussah. Ob sie gewusst hatte, von wem die stinkende Nachricht gekommen war? Vermutlich nicht, denn es gab mehrere Nachbarn, die ebenfalls nicht gut auf die »Tiermessie« zu sprechen waren.

Charlotte glaubte jedoch nicht ernsthaft, dass diese Frau nachts in ihrem Haus herumstöberte. Abgesehen von ein paar kleinen Missverständnissen hatte sie keine Feinde im Dorf. Im Gegenteil, sie fühlte sich integriert. Sie war zwar keine Einheimische, aber sie wurde akzeptiert. Ihr Peiniger, da war sich Charlotte sicher, war keine Frau. Es musste ein Mann sein. Schon weil es sich anders anhörte, wenn Frauen pinkeln.

Nach den ersten Horrornächten kontrollierte sie noch sorgfältiger als sonst alle Fenster und ihre Haustür. Sie hatte auch Francis darum gebeten. Damals hatte sie noch Vertrauen zu ihm und hegte noch keinen Verdacht gegen ihn. Er war doch immer so höflich und hilfsbereit.

Als sie ihm ihre Angst vor einem nächtlichen Eindringling zum ersten Mal mitteilte, sagte er: »Madame Charlotte, machen Sie sich keine Sorgen, ich kümmere mich darum. Ich mache Ihnen Ihr Haus einbruchssicher.«

Dabei schaute er sie allerdings so an, als ob auch er an ihrem Verstand zweifelte. Dann fragte er sie, ob sie nicht über einen Verkauf des alten Gemäuers nachdenken wolle. Er könne auch das für sie organisieren.

»Vielleicht wird Ihnen das alles zu viel«, meinte er fürsorglich. Charlotte sagte nichts. Sie hatte ihn wie immer gut für seine Arbeit bezahlt. Seine Forderungen waren grundsätzlich überzogen, aber wen hätte sie sonst darum bitten können.

Schlechte Erfahrungen mit Handwerkern hatte sie bereits gemacht. Als die Wasserspülung ihrer Toilette einmal nicht funktionierte, ging sie zum Inhaber des örtlichen Sanitärfachhandels. Er war ein kleines, faltiges, graues altes Männchen, mehr als einen Kopf kleiner als sie selbst, dabei war sie mit 158 Zentimetern auch nicht gerade die Größte. Er war dazu sicher zehn Jahre älter als sie. Ohne Hemd, in einer blauen Latzhose stand er zwei Stunden später verschrumpelt, aber strahlend wie ein provenzalischer Morgen vor ihrer Tür. Als er den schweren Porzellanspülkasten stöhnend zur Seite hob, hatte sie noch Mitleid mit ihm. Sie war gerade dabei, ausgelaufenes Wasser mit einem Lappen aufzuwischen, als sanft krabbelnde Finger, von ihrer Kniekehle aus an ihrem Schenkel entlang, sich neugierig unter ihrem Rock vorwärtsbewegten. Charlotte erstarrte. Sie machte eine schnelle Drehung und einen Sprung zur Seite, was in dem kleinen Badezimmer nicht einfach war. Sie schrammte sich den Kopf an einem Regalbrett.

»Lassen Sie das!«, schrie sie empört den kleinen Mann an.

Er schaute völlig überrascht und verwundert zu Charlotte hinauf und meinte lächelnd mit unschuldigem Augenaufschlag: »Was ist denn? Das weiß doch jeder, dass die deutschen Frauen heiß sind.«

Charlotte verschlug es die Sprache. Sie blieb danach sicherheitshalber außer Reichweite seiner Hände. Als die Spülung wieder funktionierte und sie nach dem Preis für die Reparatur fragte, bot er ihr, als wäre es das Selbstverständlichste, nochmals an: »Madame, eine kleine Gegenleistung, und es kostet Sie nichts.«

Wenn Francis mit seinem rechten Zeigefinger sein unteres Augenlid herunterzog und dazu sagte: »Madame Charlotte, wir haben doch Vertrauen zueinander. Die Arbeit mit dem Rechnungschreiben spare ich mir«, dann klang das viel unanständiger, als das so selbstverständlich ausgesprochene Angebot für die »kleine Gegenleistung« von diesem Miniaturflaschner.

Dennoch verließ sie sich nach diesem Erlebnis lieber wieder auf die Handwerkerdienste von Francis, auch wenn sie etwas teuer waren und nicht immer sorgfältig ausgeführt wurden.

Mittwoch, 20. August

Die Nächte wurden bereits wieder länger. Aber nach wie vor waren die Restaurants jeden Abend voll und verstopften Autoschlangen mit fremden Kennzeichen Straßen und Parkplätze an der Côte d'Azur und im Hinterland.

Charlotte graute vor der nächsten Nacht. Würde er wieder kommen? Irgendwann schlug ihre Angst in Zorn um.

Ihr Sternzeichen war Skorpion und nicht Opferlamm. Sie hatte ihr Haus auch »Haus der Skorpione« getauft. Früher war ihr immer mal wieder eines dieser Tiere begegnet. Aber nachdem eine große Eidechse sich in den Mauerritzen niedergelassen hatte, waren sie verschwunden.

Nach dem Abendessen nahm sie einen Stuhl, goss sich ein Glas kalten, fruchtigen Rosé ein und setzte sich mit einer Mode-Zeitschrift vor die Haustür. Charlotte war sich bewusst, dass sie, wenn sie selbst an ihrer Situation nichts änderte, eines Tages wirklich verrückt werden würde.

Mit schrillen Schreien jagten sich am Himmel die Mauersegler. Auf dem Hausdach ihres Nachbarn Jean-Luc gurrte ein Taubenpaar auf der alten Antenne. Die Hitze des Tages machte einer angenehmen Wärme Platz. Vom Fluss trug eine leichte Brise den Geruch des Wassers und Blätterrauschen in die Gasse.

Eine Frau kam mit ihrem Hund, einem Dobermann, vorbei. Er pinkelte gegen einen Mauervorsprung an Charlottes Haus. Die Frau blieb geduldig danebenstehen und schaute während der Verrichtung ihres Hundes sehr interessiert zu den Tauben auf dem Dach hinauf. Als Charlotte protestierte, säuselte die Frau ihrem vierbeinigen Liebling spöttisch zu: »Die Dame ist penibel!« Sie zerrte den widerstrebenden Hund vor das Nachbarhaus. Dort ließ sie ihn sein großes Geschäft verrichten. Tatsächlich – Charlotte schaute bereits zufrieden – nahm sie die Hinterlassenschaft auch mit einer Plastiktüte auf, aber nur, um sie in den bereits von Unrat überquellenden Blumenkübel neben der Haustür zu stopfen, aus dem trotz allem noch eine üppige Rose wuchs.

Einige Anwohner des Unterdorfs, die selbst keinen Hund besaßen, hatten unter Leitung von Monsieur Charles Mistral den Hundebesitzern des Oberdorfs den Kampf angesagt. Nachdem Proteste, Eingaben beim Bürgermeister und Reinigungsmaßnahmen nichts halfen, beschlossen sie,

gemeinsam Rosen anzupflanzen. Nach dem Motto: Blumen gegen Dreck oder Duft gegen Gestank. Hinter jeden Mauervorsprung, neben jede Dachrinne, in jede kleine Ecke war eine Rose gepflanzt worden. Nur, viel genutzt hatte es leider nicht, die Hunde suchten weiter ihre Lieblingsplätze für ihre Hinterlassenschaften auf. Aber die Gassen waren schöner, irgendwie romantischer geworden.

Jean-Luc sagte einmal erbost zu einem Bekannten, der seinen Hund vor sein Eingangstor machen ließ: »Du hast doch noch weniger Verstand als dein Hund! Wenn du scheinheilig zu ihm sagst, dass ihr Gassi geht, weiß dein Hund ganz genau, dass das eigentlich heißt, mach jetzt dein Geschäft vor des Nachbars Haus und ja nicht bei uns.«

Die Rosen-Initiative war die Idee von Charles Mistral. Er hatte früher als professioneller Rosenzüchter gearbeitet. Sein Markenzeichen war ein eleganter Panamahut, den er das ganze Jahr nicht abzulegen schien. Im Sommer war er immer ganz in Weiß gekleidet. Im Winter trug er nur Schwarz. Im Frühling und Herbst mischte er den Bestand seiner Kleidung. Er war groß und schlank und mit seinem Hut ragte er aus jeder Menge heraus. Vor seinem Haus in der untersten und letzten Gasse gegenüber den Grundstücken, die am Fluss lagen, machte die Straße einen Bogen. Danach führte sie auf die engste Stelle zu, in die sich Jean-Lucs Haus schob, schräg gegenüber von Charlottes Wohnturm.

Die Mauer gegenüber seinem Hauseingang hatte Monsieur Mistral der ganzen Länge nach mit Kletterrosen bepflanzt. Charlotte fragte sich, wo die Pflanzen die Energie hernahmen, so kräftig zu wachsen und zu blühen, obwohl jedes Auto, das vorbeifuhr, an ihnen zertrte und jeder dritte Hund dagegen pinkelte. Aber vielleicht lag es ja gerade daran.

An der Stirnseite des dreieckigen Platzes, kurz nach der schmalsten Passage, lag die Hofeinfahrt zu Jean-Luc Jardinis Anwesen. Es war von einer hohen Mauer umgeben und

reichte bis hinunter zum Fluss. Jean-Luc war 56 Jahre alt und Junggeselle. Er besuchte jeden Abend seine alte Mutter, die drei Querstraßen den Berg hinauf unterhalb der Schlossruine ihr Haus hatte. Sie aßen pünktlich um 20 Uhr zusammen zu Abend. Zwischen 21 und 21 Uhr 30 kam er zurück. Wenn Charlotte dann noch vor ihrem Haus saß, blieb er bei ihr stehen und sie hielten einen Schwatz über den neuesten Dorfklatsch.

Jean-Luc war immer bestens informiert. Er kannte jeden und wusste immer, wer mit wem liiert war und wer wen betrogen hatte, sei es um Geld, Grundstücke oder in der Liebe. Jean-Luc war vermutlich bereits neugierig und fröhlich geboren worden. Auf seinem runden, gebräunten, fast faltenlosen Gesicht unter einer Glatze lag immer ein ansteckendes Schmunzeln. Er trug eine Brille wie Mahatma Gandhi. Wenn man ihn das erste Mal sah, glaubte man, vor einem Professor zu stehen. Dabei arbeitete er als Holzfäller und Holzhändler.

Charlotte hatte an diesem Abend eine Entscheidung getroffen. Sie hatte beschlossen zu handeln. In dieser Nacht würde sie nicht in ihrem Bett liegen und vor Angst schwitzen.

Sie lachte mit Jean-Luc. Sie unterhielt sich gern mit ihm. Bei einem Holzfäller hätte sie nie mit einem so umfassenden Wissen über Kunst und Geschichte gerechnet. Jean-Luc las wissenschaftliche Abhandlungen über die französische Geschichte und in seinen Ferien reiste er zu den großen Museen in Italien und Frankreich.

Als er sich verabschiedet und sein schmiedeeisernes Hofitor sich quietschend hinter ihm geschlossen hatte, räumte Charlotte ihren Stuhl ins Haus. Sie zog schwarze Leggings und ein schwarzes T-Shirt an, und bevor sie ihren Akku-Bohrer vom Ladegerät nahm, stülpte sie sich noch eine schwarze Baseballkappe über ihren roten Haarschopf. Sie stellte sich auf eine lange Nacht ein.

Freitag 22. August

Walter ließ sich von seiner Frau Anne, die rückwärts vor dem Volvo herlief, durch die schmalste Stelle der Gasse lotsen. Sie zeigte ihm zwischen Daumen und Zeigefinger jeder Hand an, wie viele Zentimeter Abstand jeweils noch zwischen Karosserie und Mauer waren. Er musste sich ganz auf Annes Hände konzentrieren. Dabei wünschte er sich, sie würde ihm mit ein paar kräftigen Fußtritten und Handkantenschlägen, die sie wirklich gut beherrschte, die Mauern an dieser verdammt schmalen Stelle wegsprengen. Trotz eingeklappter Außenspiegel schrammte er, kurz bevor er den kleinen Platz erreichte, noch den Putz von Jean-Lucs Küchenanbau. Die Mauer war an dieser Stelle bereits mit Querrillen in jeder Höhe markiert. Er war also nicht der Erste, der seine Spuren hinterließ. Der Volvo hatte schon einige Jahre und kleinere Blessuren auf dem Blech, aber dieses hässliche, schabende Geräusch tat immer noch weh. Walter fluchte.

Und genau dort, wo die Gasse auf den Platz mündete, hatte jemand direkt hinter der Hausecke eine Rose gepflanzt. Ein Zweig mit einem Büschel vertrockneter rosa Blüten hing in die Fahrbahn. Er streifte den Volvo und schlug zurück. Walter konnte gerade noch mit dem Kopf ausweichen, sonst hätte er ihn durch das geöffnete Seitenfenster ins Gesicht gewischt bekommen.

»Welcher Idiot hat ausgerechnet hier eine Rose gepflanzt?« Walter wusste, dass er für das Auto nur wenige Zentimeter Spielraum zwischen den Häusern hatte, aber er hatte den Ehrgeiz, diese Durchfahrt auch ohne Kratzer zu meistern. Früher, als er noch kleinere Autos fuhr, gelang ihm das immer. Er hätte ja weiter vorn an der Straße, dort wo sie noch breit war, parken können. Nur, er wollte nicht sein ganzes Urlaubsgepäck 200 Meter weit schleppen. Aber

eigentlich bestand es ja hauptsächlich aus dem Gepäck seiner Frau.

Als die Häuser vor einigen hundert Jahren gebaut worden waren, konnte sich niemand breitere Fortbewegungsmittel als Pferd und Esel vor schmalen, zweirädrigen Karren vorstellen. Aber auch die kamen damals nicht aneinander vorbei. Deshalb gab es überall kleine Plätze und Ausweichstellen, die aber heute fast immer mit Autos zugestellt sind. Wer läuft schon gern unnötig? Auch für einen schnellen Kaffee an der Bar wäre es doch schön, wenn man bis an die Theke fahren könnte. Vor dem Bäcker herrschte jeden Morgen ein Verkehrschaos. Wenn auf der Straße nichts mehr ging, zwängte man die Autos auf das Trottoir zwischen die Blumenkübel. Und niemand regte sich darüber auf. Jeder kannte jeden und jeder machte es so.

Charlottes Wahlheimat Carcès war ein typisches provenzalisches, mittelalterliches Wehrdorf. Auf dem höchsten Punkt ragte die Schlossruine in den Himmel. Ludwig der XIV. hatte einmal dort Station gemacht, was heute noch jede Chronik erwähnt und in einem riesigen über sechs mal zwölf Meter großen Fresco auf einer Hauswand dargestellt wurde. Vom Schloss aus zogen sich enge Gassen mit aneinandergebauten, oft vier bis sechs Stockwerken hohen schmalen Gebäuden wie ein Schneckenhaus um den Berg. Das Ganze machte den Eindruck einer riesigen, ehemaligen Festungsanlage. Der alte ursprüngliche Dorfkern reichte bis fast zum Fluss hinunter. Eigentlich waren es zwei Flüsse, Caramy und Argens, die an dieser Stelle ineinanderflossen und so das Dorf an drei Seiten umschlangen. Neue Häuser zogen sich auf der anderen Flussseite das Tal entlang und verstreuten oder sammelten sich dort auf den Hügeln.

Walter atmete auf, als er endlich die schmale Durchfahrt gemeistert hatte und anhalten konnte. Die Zeit schien hier stehen geblieben zu sein. Mitten auf dem Platz stand Mon-

sieur Malpique. Er wirkte, als hätte er die zwei Jahre, die seit Walters und Annes letztem Besuch vergangen waren, immer an dieser Stelle gestanden. Er trug auch dieselbe Tweedhose in undefinierbarer Farbe. Charlotte hatte sie ihm geschenkt. Sie gehörte früher ihrem Lebensgefährten Jean. Malpique hatte, nachdem ihm die Knöpfe abhandengekommen waren, den Hosenladen unübersehbar, wie einen alten Turnschuh, kreuzweise mit Paketschnur zuge schnürt. Er lachte. Sein Lachen platzte wie das Meckern einer Ziege aus seiner knochigen Brust, die ebenfalls wie vor zwei Jahren trotz der Hitze von einem dicken, schmutzigen Hemd bedeckt war.

Im Gegensatz dazu bauschte sich eine silberne Mähne, die an Einstein erinnerte, luftig und sauber um sein wettergegerbtes, faltiges Gesicht. So, wie er dastand, war vielleicht auch vor mehreren hundert Jahren einer seiner Vorfahren dagestanden. Er hatte nur noch zwei oder drei gelb-braune Zähne, wovon er einen, wenn er aufgeregt war oder sich langweilte, mit der Zunge vor und zurückschob.

Freudestrahlend ging er auf Anne zu. Sie streckte ihm schon von Weitem die Hand entgegen, hielt aber ihren Kopf außer Reichweite. Sie wollte nicht von ihm geküsst werden.

Mit seiner linken Hand hielt er einen Briefumschlag so über seinen Kopf, als wollte er einem Publikum eine wichtige Botschaft zeigen. Malpique konnte nur Zahlen lesen. Er kannte auch die Buchstaben, aber sie zusammensetzen, dass sie einen Sinn ergaben, dazu war er nicht in der Lage. Er war mit dem Brief bei Jean-Luc gewesen. Dieser hatte ihm den Inhalt vorgelesen und erklärt. Die Nachricht war erfreulich. Malpique, der eine winzige Rente bezog, durfte mit einer Sonderzahlung von fast 600 Euro rechnen. Das war Grund genug, sich sofort in seine Stammbar zu begeben, die freudige Botschaft zu verkünden und eine Lokalrunde auszugeben.

Ein Blick auf Charlottes azurblau gestrichene Haustür, auf der unübersehbar ein weißer Zettel mit einer Nachricht prangte, verstärkte Walters ungutes Gefühl, das ihn schon den ganzen Tag verfolgt hatte.

Anne hatte unterwegs bereits mehrere Male versucht, die Tante anzurufen. Sie hatte immer nur den Anrufbeantworter erreicht und Charlotte hatte sich nicht, wie gebeten, bei ihnen gemeldet. Das war sonst nicht ihre Art. Walter machte sich Gedanken, weil sie fast darum gebettelt hatte, dieses Jahr doch wieder einmal seine Ferien bei ihr zu verbringen. Außerdem musste sie angeblich etwas sehr Wichtiges mit ihm besprechen und ihn »in einer heiklen Sache«, wie sie sich ausgedrückt hatte, um seinen Rat und seine Hilfe bitten. Mehr hatte sie am Telefon nicht sagen wollen.

»Ich muss es erst mit Anne besprechen«, hatte er ihr geantwortet.

Seine Frau Anne mochte zwar die Provence, aber nicht Charlottes Haus. Es war alt und die dunklen Deckenbalken schluckten zu viel Licht. Es roch, Anne umschrieb es mit »350-jährig«. So viele Jahre lang hatten die dicken Mauern die Gerüche von Menschen und Tieren, von Liebe und Leid, von Leben und Tod aufgenommen. Sie hatten alles gemixt und gespeichert und gaben es nun undefinierbar verschlüsselt wieder frei. Das Bett mit der durchgelegenen Matratze war vermutlich nicht ganz so alt, aber eindeutig zu alt. Es gab keine Terrasse und keinen Garten. Man saß vor dem Haus auf der Straße.

Und jeder, der vorbeikam, quatschte einen an. Im Dorf grüßte man sich grundsätzlich, auch wenn man sich nicht kannte. Selbst Jugendliche gingen nicht grußlos an einem vorbei. Wenn es doch nur beim Grüßen bleiben würde. Für Charlotte mochte es interessant sein, aber Anne war es zu anstrengend. Ehe man sich versah, stand eine alte Frau vor einem und hielt einem großzügig ihre verschrumpelten und

dazu meist feuchten Wangen zum Begrüßungskuss entgegen. Solange es eine Frau war, ging es ja auch noch, aber die alten Männer...

Und dann Charlotte selbst. Sie kleidete und schminkte sich wie eine schicke junge Frau. Viel zu modern, viel zu auffällig! In Frankreich hatte Anne kein Problem damit. Es schien so, dass sich dort alle Frauen, egal, ob sie aus der Stadt oder einem kleinen Dorf kamen, unbedingt auf eine, eben ihre Art besonders schick, modern und auf alle Fälle individuell präsentieren wollten. Aber in Deutschland, wenn Charlotte zu Besuch kam, genierte sich Anne oft für den Paradiesvogel an ihrer Seite. Dabei war alles, mit dem Charlotte auffiel und das sie ganz selbstverständlich trug, meist nach zwei Jahren in jedem Katalog und jedem Modegeschäft zu haben. Charlotte war das, was man eine Trendsetterin nannte. Anne fand das interessant, nur, Charlotte war die Tante ihres Mannes und ging auf die 80 zu.

Und dann die Harmonie zwischen Walter und seiner Tante. Charlotte verehrte ihren Neffen. Sie vergaß auch nie, wenn sie ihn jemandem vorstellte, ihn als bekannten und wichtigen deutschen Kriminalhauptkommissar zu bezeichnen. Manchmal hatte Anne das Gefühl, sie sei mit einem gottähnlichen, allwissenden und alles könnenden Wesen verheiratet. Für jeden Nagel, den er bei seiner Tante in die Wand schlug, oder gar einen Haken, den er irgendwo eingedübelt hatte, wurde er von ihr stundenlang gelobt. Und: Walter spielte bei seiner Tante den perfekten Heimwerker. Zu Hause dagegen hatte er zwei linke Hände und keine Zeit. Er überließ es Anne, sich um solche profanen Dinge zu kümmern.

Anne war nur unter einer Bedingung bereit gewesen mitzukommen. Erst, nachdem ihr Mann ihr versprochen hatte, sein Handy zu Hause zu lassen und keinen Kontakt zu seinen Kollegen aus dem Kommissariat aufzunehmen, sagte sie: »Na gut, fahren wir also in die Provence.«.

Bei Walter verursachte sein Versprechen ein schlechtes Gewissen, weil er gerade jetzt, da sie vermutlich kurz vor dem Abschluss eines wichtigen Falls standen, die Kollegen im Stich ließ. Dabei wusste er, wenn er ehrlich war, doch genau, dass alle in seiner Abteilung, auch wenn er nicht anwesend war, gute Arbeit leisteten. Anne war Lehrerin und gemeinsamer Urlaub war deshalb eben nur in den Schulferien möglich. Sie hatten beide ein anstrengendes berufliches und privates Jahr hinter sich. Der dramatische und tragische Tod ihrer gemeinsamen engen Freunde Fred und Brigitte Gärtner war nicht spurlos an ihnen vorübergegangen.

Anne weigerte sich schlichtweg, zusammen mit Tante Charlotte und Walters Berufshandy und dem damit zwangsläufig verbundenen Kollegenkontakt die Ferien zu verbringen. Das war ihr dann doch zu viel. Walter ließ das Telefon zu Hause, handelte aber den Kompromiss aus, sich in den Ferien nicht rasieren zu müssen.

Als Walter seiner Tante mitteilte, dass Anne bereit war, eine oder zwei Wochen in der Provence zu verbringen, konnte er ihr erleichtertes Aufatmen durch das Telefon hören.

Das Paar hatte bereits eine Woche sehr luxuriös in einem Schlosshotel in der Dordogne verbracht und dort Annes 44. Geburtstag gefeiert. Sie liebten beide historische Städte, Anne wünschte sich in ihren Ferien allerdings etwas Luxus. Walter war anspruchsloser. Für ihn zählte das Eintauchen in die Geschichte. Allein schon beim Anblick von Charlottes altem Haus und von Monsieur Malpique machte er eine Zeitreise in die Vergangenheit. Wenn er nicht Kripobeamter geworden wäre, hätte er sicher einen Beruf gewählt, der mit Architektur oder vielleicht sogar Archäologie zu tun hat.

Walter schwang seine Beine aus dem Auto, schob seinen Oberkörper hinterher und faltete seine fast zwei Meter Körpergröße vollständig auseinander.

Anne kam ihm bereits mit der Nachricht von der Haustür entgegen. Sie wedelte sich mit dem Blatt Papier frische Luft ins Gesicht.

»Wir sollen bei Jean-Luc läuten. Sonst steht da nichts«, rief sie.

Walter streckte sich und brachte seine Wirbelsäule und sonstigen Gelenke in die richtige Position. Während er auf Jean-Lucs Tor zuing, strich er mit den Fingerspitzen seiner rechten Hand die Haare seines dunklen, von Silberfäden durchsetzten Oberlippenbartes und seinen nun schon eine Woche alten Wildwuchs an Kinn und Wangen in Form. Jean-Lucs Auto stand im Hof, also war er vermutlich auch zu Hause.

Er musste ihre Ankunft bemerkt haben. Walter hatte den Klingelknopf an der steinernen Toreinfassung noch nicht gedrückt, als er ihm, wie immer strahlend, mit einem Schlüssel in der ausgestreckten Hand entgegenkam. Er schien sich sichtlich zu freuen, sie wieder einmal zu sehen.

Plötzlich wurde seine Miene ernst. Und noch bevor sie sich begrüßt hatten, platzte Jean-Luc mit der Nachricht heraus: »Madame Charlotte ist im Krankenhaus! Sie hat in der vorletzten Nacht nach 2 Uhr an meinem Tor mehr gehangen als gestanden und Sturm geklingelt. Als ich mir eine Hose angezogen hatte und unten war, flüsterte sie nur noch: ‚Bitte rufen Sie den Notarzt.‘ Danach war sie zusammengebrochen.«

Der Rettungsdienst und der Notarzt waren sehr schnell zur Stelle gewesen. Nach einer Notversorgung hatten sie beschlossen, Madame Mayer nach Brignoles ins Hospital zu bringen. Mehr wusste Jean-Luc im Augenblick nicht. Er bat Walter und Anne in seine Küche, war Walter behilflich, die Telefonnummer des Krankenhauses herauszusuchen, und wählte auch sogleich für sie beide. Er sprach für Walter, der selbst ganz gut Französisch konnte. Walter ließ ihn für sich sprechen, ohne zu protestieren.

Man teilte ihm mit, dass Madame Charlotte Mayer noch in der Nacht nach Toulon in eine Herzklinik überführt worden war, weil sie operiert werden musste und eine Operation am Herzen in Brignoles nicht möglich war. Jean-Luc fragte noch nach der Telefonnummer der Touloner Klinik und rief anschließend auch dort an. Die Auskunft, die er erhielt, war: »Madame Charlotte Mayer wurde bereits mit Erfolg operiert. Ein Arzt steht jederzeit für ein Gespräch zur Verfügung.« Nach dieser Nachricht bedankte sich Walter.

Mit Charlottes Hausschlüssel reichte Jean-Luc Anne eine Schale mit fast pfirsichgroßen Aprikosen, die mit kleinen roten Punkten wie mit Sommersprossen übersät waren. Anne konnte sich nicht beherrschen und biss sofort herzhaft in eine der prallen Früchte. Süßer aromatischer Saft füllte augenblicklich so reichlich ihren Mund, dass sie mit Schlucken nicht nachkam. Mit vorgerecktem Kopf und der Hand unter dem Kinn versuchte sie, die aus ihren Mundwinkeln heruntertropfende Flüssigkeit aufzufangen und damit das Bekleckern ihres Kleides und Jean-Lucs Küchenbodens zu vermeiden.

Jean-Luc lachte: »So saftige Aprikosen wachsen nur in der Provence.« Und dann fügte er noch stolz hinzu: »Und nur in meinem Garten am Fluss. Es sind die letzten für dieses Jahr. Und alles echt Bio. Garantiert ungespritzt.« Anne gab als Antwort einen kleinen Lustseufzer von sich. Sie verdrehte die Augen und griff nach der nächsten Frucht.

Walter hob die Gepäckstücke aus dem Volvo. »Ich möchte nur wissen, wozu du das alles brauchst. Das ist doch ein Umzug und kein Feriengepäck!« Im Gegensatz zu seiner Frau kam er mit einer Reisetasche aus. Wenn sie zusammen auf Entdeckungsreisen in exotischen Ländern unterwegs waren, reichte Anne ebenfalls ein Rucksack. Aber für einen Besuch bei Tante Charlotte in der Provence füllte ihr Gepäck fast den ganzen Kofferraum des großen Kombis.

Anne schloss die Haustür auf und sah, wie ihr aus dem Halbdunkel des ehemaligen alten Stalls eine Person entgegenkam. Sie erschrak so heftig, dass ihr die Schale mit den Aprikosen entglitt und auf dem Steinboden aufklatschte. Vor Schreck war sie nur noch zu einem hilflosen Gestammel fähig. Beim genauen Hinsehen entpuppte sich die Person dann jedoch als ihr eigenes Spiegelbild. Genau gegenüber der Eingangstür stand an der rückwärtigen Mauer vor einem Stapel Kaminholz ein riesiger, prächtiger Barockspiegel. Tante Charlotte hatte also in den zwei Jahren seit ihrem letzten Besuch wieder ihrem Hobby gefrönt, große Spiegel zu kaufen.

Auf dem Boden lagen Werbeprospekte. Anstelle eines Briefkastens gab es nur einen Schlitz in der Haustür. Anne war dabei, die Papiere aufzusammeln, als sie wieder einen kurzen Schrei ausstieß. Diesmal kam Walter angerannt. Sie stand mit ausgestreckter Hand da. Etwas Blut tropfte bereits von ihrem rechten Zeigefinger. Unter den Prospekten am Boden lag ein rasiermesserscharfes Küchenmesser. Anne steckte den Finger in den Mund und fischte mit der anderen Hand nach einem Papiertaschentuch in ihrer Handtasche.

Walter sagte nur »seltsam«, hob das Messer auf und brachte es nach oben in den Wohnraum, wo er es in die Spüle legte. Er besah sich den kleinen Schnitt und meinte: »Ich glaube, das bekommen wir auch ohne Rettungsdienst und Notarzt wieder hin.«

Das Zimmer zwei Etagen über dem Wohnraum war für sie hergerichtet. Das berühmt-berüchtigte, alte französische Bett war frisch bezogen und auf dem Nachttisch lag als Willkommensgruß eine Schachtel Calissons d'Aix, Annes Lieblingsmandelkonfekt. »Sie bemüht sich doch wirklich, dass es auch dir hier gefällt«, stellte Walter zufrieden fest.

In der im Wohnraum integrierten Küche inspizierte er den Kühlschrank. Drei Flaschen Rosé waren kalt gestellt.

Salami, Käse, Paté, Oliven und eine kleine Cavaillon-Melone, die mit ihrem Duft den ganzen Külschrank ausfüllte, waren vorhanden. Also fehlten nur noch frisches Brot und ein paar Tomaten, um ein bescheidenes Abendessen genießen zu können. Sie hatten am Abend zuvor ausgiebig bei einem Sternekoch in der Dordogne geschlemmt. Walter hatte sich eigentlich auf die selbst gemachten Ravioli seiner Tante gefreut, die sie ihm bisher immer als Begrüßungssessen vorgesetzt hatte. Es war eines ihrer ganz persönlichen Rituale. Mit Bedauern gestand er sich ein, dass daraus ja wohl vorerst nichts werden würde.

Sie beschlossen, ins Dorf hinaufzugehen, beim Bäcker ein frisches Baguette zu kaufen und sich dann im Café auf dem Rathausplatz noch einen Pernod als Aperitif zu genehmigen. Ihre Koffer konnten sie immer noch auspacken. Sie würden ihnen nicht davonlaufen.

Die alte Uhr, die zwischen zwei Vasen den dunklen Kaminbalken zierte, war stehen geblieben. Walter zog sie auf. Es war bereits nach 18 Uhr. Er stellte die richtige Uhrzeit und den Schlag ein. Das gleichmäßige Ticken gab ihm das Gefühl, in Charlottes Haus angekommen zu sein.

Sie wollten gerade den Raum verlassen, als Anne feststellte, dass der Mülleimer überquoll. Sie fand es sonderbar, dass mehrere große, leere Flaschen Spülmittel oben auf lagen. »Wozu hat sie so viel Spülmittel gebraucht? Was hat sie denn damit gemacht? So viel brauch ich im ganzen Jahr nicht!«, sagte sie fragend. Walter zuckte nur mit den Schultern. »Getrunken wird sie es nicht haben.« Anne ärgerte sich über diese dumme Antwort, hielt aber den Mund.

Auf dem Weg zur Hauptstraße, an der fast alle Geschäfte des Dorfes lagen, kamen sie an mehreren Müllcontainern vorbei. Für den Müll gab es im Ort nur bestimmte Plätze, zu denen die Zufahrtsstraßen breit genug waren, um von einem Müllfahrzeug angesteuert werden zu können.